

Süd-Bukowina, Moldova, Transnistrien, Gagausien, Donau-Delta, Bessarabien, Odessa

SOG-Studienreise vom 2. – 11. September 2017

Bericht von Ursula Rütten, Dietrich Schlegel, Gudrun Steinacker, Martin Weiss, Bernd Zabel, Claudia Hopf

Einleitung

Als 2016 im SOG-Präsidium über die Studienreise 2017 beraten wurde, fand der Vorschlag der stellvertretenden SOG-Geschäftsführerin Johanna Deimel, in die Republik Moldova einschließlich Transnistrien zu reisen und dies mit einem Besuch der Region Moldau in Ost-Rumänien zu verbinden, uneingeschränkten Zuspruch. Sehr schnell kam der Vorschlag, eine solche Reise auf die südliche Ukraine zu erweitern und in Odessa enden zu lassen. Die dann beschlossene Route von der Süd-Bukowina und Region Moldau in Rumänien über die Republik Moldova mit Transnistrien und Gagausien in das ukrainische Donau-Delta und Bessarabien bis nach Odessa stieß bei den SOG-Mitgliedern auf so große Resonanz, dass die Reise in kürzester Zeit ausgebucht war.

Die 10-tägige Studienreise der Südosteuropa-Gesellschaft im September 2017 stellte damit in doppeltem Sinn eine Grenzüberschreitung dar: Zum einen natürlich aufgrund der geographischen Route, welche die Reise durch Teile von praktisch vier Staaten (jedenfalls im Sinne der Eigendefinition) führte – Rumänien, Moldova, Transnistrien und die Ukraine – und damit mehrere Staatsgrenzen überquerte. Zum anderen jedoch, weil sie mit dem Besuch des Südens der Ukraine die Grenze des definierten Arbeitsgebietes der SOG überschritt.

Hauptgrund, die Studienreise auf Teile der Ukraine auszuweiten, war neben der Attraktivität der ukrainischen Schwarzmeer-Metropole Odessa der Wunsch einer Gesamtbetrachtung des Raums aufgrund seiner weitgehend gemeinsamen Geschichte. Wie kaum anderswo ist die Region über Jahrhunderte eine Pufferzone zwischen den Großmächten Österreich-Ungarn, dem russischen Zarenreich und dem Osmanischen Reich gewesen. So war sie gekennzeichnet von häufigen Herrschaftswechseln, von Grenz- sowie auch von Bevölkerungsverschiebungen. Und es lebt bis heute in der Region eine in Europa ziemlich einmalige Bevölkerungsvielfalt und damit ein Nebeneinander von unterschiedlichsten Traditionen und kulturellen Eigenheiten.

Von größtem politischen Interesse für die Südosteuropa-Gesellschaft bei der Studienreise war die geopolitische Einordnung der Region, die sowohl im Beitrittsbereich der EU als auch im Fokus von Russland und damit der Eurasischen Wirtschaftsunion liegt. Die politischen Orientierungen reichen von totaler Sowjetnostalgie in Transnistrien bis zur derzeitigen Kohabitation zwischen einer EU-orientierten Regierung und einem Russland-affinen Präsidenten in der Republik Moldova. Es wurde klar, dass hier ein nicht unproblematisches Spannungsfeld im Südosten Europas existiert, dem sich auch die Südosteuropa-Gesellschaft künftig wieder stärker widmen sollte. – Nicht zuletzt reizte auf der Studienreise die Geographie, dabei insbesondere das Donau-Delta, die kulturellen und kunsthistorischen Kleinode der Moldau-Klöster sowie die Köstlichkeiten der regionalen Küchen und Keller.

Die Organisation der doch eher unkonventionellen Reiseroute über diverse Staats- und Systemgrenzen war nicht einfach. Gespräche mit verschiedenen Reisebüros auf der Internationalen Tourismus-Börse in Berlin zeigten, dass es immer noch eine latent bestehende Barriere gibt zwischen den Ländern der Europäischen Union und den Nachfolgestaaten der ehemaligen Sowjetunion. So war es ein Glücksfall, dass sich zumindest ein Reisebüro bereit erklärte, diese nicht ganz normale Reise zu organisieren. Es handelte sich dabei um das Reisebüro "REISE-WELT UKRAINE" aus Lemberg, das sich auf Reisen in Osteuropa spezialisiert hat. Dessen diesbezügliche Erfahrung, das große Engagement der Mitarbeiter von REISEWELT UKRAINE sowie der drei Reiseführer(innen), welche die Studienreise vor Ort begleiteten, führten schließlich zu einer perfekten Durchführung der Studienreise und somit zur großen Zufriedenheit der 29 Reisetilnehmer. (M.W.)

Die Reiseroute

Buchenwälder, Walnussbaum-gesäumte Alleen. Kahle Hügelketten am weiten Horizont, menschenleere Steppe unter einem hohen, blauen Himmel. Weinfelder, Mais- und Sonnenblumenfelder. Wasserstraßen und -pfade, die sich irgendwann im Schwarzen Meer vereinen. Die dort enden, wo die Kilometerzählung für die Donau flussaufwärts beginnt. Am Nullpunkt.

Grenzposten und Grenzflüsse. Rumänische Lei, moldauische Lei, transnistrische Rubel, ukrainische Hryvni/Griwni. Vier, eigentlich nur drei Sprachen, da Rumänisch und Moldauisch quasi identisch sind.

Goldglänzende zwiebelartige Kirchtürme, Klöster. – Metro, Penny Markt, Kaufland. Malldova und Sheriff(-Holding). Kleine Dörfer, weit verstreut. Blassgraue, an den Rändern verschwim-

mende Umriss von Hochhauszeilen in den wenigen Städten und Städtchen. Lenin auf hohem Sockel.

Schließlich die große Hafenstadt Odessa mit der Patina jahrhundertealten jüdischen Lebens und (russisch-)europäischer Weltoffenheit. Letzter großer friedlicher Außenposten dieses Binnenmeeres am Rande Europas. Puschkin auf halbhochem Sockel. (U.R.)

Ost-Rumänien (Süd-Bukowina)

Die ersten Stationen der Reise führten die Reisetilnehmer in die Vergangenheit. Wobei – eigentlich dirigieren stets und überall die durch Macht- und Vorherrschaftsgelüste erzeugten geschichtlichen Verwerfungen die Geschehnisse der Gegenwart in dieser ausgedehnten südost-europäischen Region – und beeinflussen, um nicht zu sagen *torpedieren* die Zukunft. Im östlichen Teil Rumäniens, in der Süd-Bukowina, in der unsere Reise begann, ist dieser „Blockadefaktor“ noch am wenigsten erkennbar – im Vergleich etwa zu den weiteren Zielen in der Republik Moldau, dem von Moldau abgespaltenen, völkerrechtlich nicht anerkannten Transnistrien und in der Ukraine.

Das Reiseprogramm ist komplex und anspruchsvoll konzipiert. Nicht die geplanten Tageskilometer, sondern die Straßenverhältnisse gemahnen, trotz des hervorragend souveränen Busfahrers Aleksandar, der uns stets sicher und umsichtig von Iași in Rumänien bis Odessa in der Ukraine chauffierte, immer zur Eile und auch ab und an zum Verzicht: Sei es auf eine Sehenswürdigkeit, eine Stadtbesichtigung, sei es auf einen Marktbesuch und damit auf die einzige Möglichkeit, in diesem Rahmen einmal – wenn auch nur flüchtig – „Tuchföhlung“ mit dem Alltag der Menschen aufzunehmen.

Die ersten gut 100 Kilometer unserer Reise führen durch die **Süd-Bukowina**, durch das „Buchenland“, eine dem Slawischen entnommene Bezeichnung für das hier charakteristische Landschaftsbild. Die Bukowina ist eine historische Landschaft: Jahrhunderte lang war sie Teil des Fürstentums Moldau, dann beherrscht und geprägt durch die Habsburger Monarchie (bis 1918). Heute gehört die nördliche Hälfte zur Ukraine (im Nordwesten liegt Galizien), die südliche zu Rumänien (südwestlich liegt Siebenbürgen). Trotz der auch in diesem Teil Rumäniens bedrohlich um sich greifenden, vielfach gesetzeswidrigen Abholzung riesiger Waldbestände durch (meist) ausländische Großunternehmen, ist es hier (anders als z. B. in den Südkarpaten) noch nicht gelungen, die Bukowina ihrer naturräumlichen Seele zu berauben.

Das sanft wellige Weideland auf unserem Weg von Iași nach Suceava, der ehemaligen Hauptstadt des Fürstentums Moldau und heutigen Kreisstadt der Süd-Bukowina, ist weit ins Hinterland ausladend gesäumt von Buchenwäldern. Dazwischen Herden von Schafen, Ziegen und Rindern. Äcker mit außerordentlich fruchtbarer Schwarzerde. Auch hier überwiegt – wie im restlichen Rumänien – die agrar-industrielle Bewirtschaftung. Großflächige, anscheinend unbegrenzte Monokulturen entziehen sich hinter dem Horizont unseren flüchtigen Blicken während der Vorbeifahrt. Maisfelder mit Schildern „Pioneer“, „BASF“ an den Furchenrändern zeugen hier, ganz kurz vor der Ostgrenze der EU, von der „Internationale“ der Saatgut- und Gentechnik-Monopolisten. Die Heerschar verblühter Sonnenblumen steht stramm in Reih und Glied, die Köpfe uniform gen Osten geneigt – was hierzulande weder der politischen, noch erst recht der wirtschaftlichen Marschrichtung entspricht.

Nach der ersten Übernachtung in **Suceava** und einem kurzen Rundgang durch die Innenstadt stehen am zweiten Reisetag Besuche der „Salina Cacica“, des Salzbergwerks Cacica nördlich von Gura Humorului, und zweier Moldau-Klöster an. In Cacica ist die Bevölkerung überwiegend

polnisch. Ein Relikt der Vergangenheit, denn es bedurfte zum Abbau der Salinenvorkommen (seit dem 18. Jh.) der Anwerbung zusätzlicher Arbeitskräfte. Die Bergwerkstollen mitsamt unterirdischem Kirchlein und noch tiefer liegendem Sportplatz sowie Festsaal sind zwar für Besucher hergerichtet. In einem weiteren, abgeschirmten Teil wird nach Auskunft unseres rumänischen Reiseführers jedoch nach wie vor Salz gewonnen und nach wie vor überwiegend von Menschen polnischer Abstammung.

Die beiden orthodoxen bukowinischen **Moldau-Klöster** Voroneț und Humor sind seit 2010 Teil des UNESCO-Weltkulturerbes. Außergewöhnlich sind bei beiden die flächendeckend bemalten meterhohen Außenwände mit Abbildungen von Bibelmotiven nach Regeln der orthodoxen Kirche. Porträts von König Stefan dem Großen – der großen historischen Identifikationsfigur vor allem für die rumänische Moldau, doch nicht nur für diese, wie wir sehen werden – sind eingeschlossen. Eine Kunstfertigkeit, die heimische Kirchenmaler vor vielen Jahrhunderten in Italien erlernten. – Hier und da führt der Weg mit dem Bus durch kleine, gepflegt erscheinende Dörfer. Einmal passieren wir auch ein „Zigeunerdorf“, das sich – anders als man es von anderen Teilen Rumäniens und vor allem von Ungarn und der Slowakei kennt – nahtlos ins Siedlungsgebiet der „Gadje“ einfügt. Von seinem äußeren Erscheinungsbild (Häuser, Straße, öffentliches Leben) unterscheidet es sich nicht von den übrigen Dörfern mit „weißer Bevölkerung“.

Die meist einstöckigen Häuser entlang unserer **Straßenroute** liegen halb verborgen hinter Holzzäunen längs der Hauptstraße, stets mit Gartengrund für den Gemüse- und Weinanbau, für die Geflügelhaltung. Der Ziehbrunnen im Vorhof ist überdacht mit kunstvoll verziertem, oft farbig gestrichenem Holzschnitzwerk. Nahebei, unweit der Straße, hockt mal ein älterer Mann, mal ein Junge im fahlen Gras und hütet eine Kuh; etwas weiter, angepflückt, zwei, drei Ziegen. Entschleunigung auf Rumänisch. Doch ebenso in dieser Gegend zuweilen: Protzige, überdimensionierte „Paläste“ reicher Roma in abenteuerlich-fantasievollem Design. Zuckerbäcker- oder Legoland-Burgenstil, mit Zinnen und Türmchen. Andererseits, gleich in der Nachbarschaft, viele „stillgelegte“ Rohbauten, viele Häuser „*de vanzare*“, „zu verkaufen“. Die Abwanderung in den Arbeitsplatz-verheißenden Westen ist enorm und dabei die heimische Wirtschaftskraft bedrohlich ausblutend. Indes könnte vieles in Rumänien (wie auch in den Nachbarländern) nicht so vorankommen, wenn die Rücküberweisungen der Auslandsarbeiter ausblieben und nicht doch der eine oder andere kleinere oder mittelständische Betrieb so gegründet würde.

Sachkundige Mitreisende und unser engagierter rumänischer Reiseleiter Mircea ergänzen durch Kurzreferate im Bus, was sich unseren Augen auf der Fahrt nicht erschließt: 41 % der Fläche Rumäniens ist landwirtschaftlich nutzbar, aber der Anteil der Landwirtschaft am BIP betrage nur 4 %, gegenüber 7,2 % bei Eintritt Rumäniens in die EU (2007). Während zu jenem Zeitpunkt 30 % der Bevölkerung in der Landwirtschaft beschäftigt gewesen seien, seien es heute offiziell nur 4,2 %. Den größten Anteil am BIP habe inzwischen der Dienstleistungssektor (60 %), gefolgt vom produzierenden Gewerbe mit mehr als 23 %. Bei diesen Berechnungen zählten natürlich nicht die zahlreichen mittelgroßen und Kleinlandwirtschaften, ebenso wenig wie bei den Berechnungen der EU für Subventionsgelder in Milliarden-Euro-Höhe. Diese kämen nur den Betrieben zugute, welche die vorgeschriebene Mindestfläche vorweisen könnten. Konkret handelt es sich dabei um Grundstücke, die viele tausende Hektar, manche sogar zehntausende Hektar umfassen (vor allem im Banat, der Walachei, der Region Moldau), und damit mehr als 40 % der landwirtschaftlich nutzbaren Fläche Rumäniens.

Die überwiegende Zahl bäuerlicher Klein- und Mittelbetriebe in Rumänien sei finanziell nicht nur auf sich gestellt, sondern auch aufgrund mangelnder Infrastruktur kaum überlebens-

geschweige denn wettbewerbsfähig (schlechte Straßenverhältnisse, kein Anschluss an das Bewässerungssystem, Entfernungen von Distributionszentren und Absatzmärkten, etc.).¹ Nur 1 % der landwirtschaftlichen Betriebe ist ökologisch zertifiziert. Und noch zwei beispielhafte Zahlen lassen aufhorchen: 70 % der in diesem Boden- und Klima-begünstigten Land offiziell verkauften Lebensmittel würden importiert, zum Beispiel Äpfel aus Polen. Ein Blick in die Vorgärten und auf die vielen kleinen privaten Verkaufsstände am Straßenrand verweist jedoch auf das reichhaltige Angebot an Obst, Gemüse, Wein, Melonen, Honig, Kartoffeln, usw., von deren hoher Qualität die Reisegruppe sich grenzübergreifend überzeugen kann. Und bis heute seien bereits 25 % des rumänischen Ackerlandes an Ausländer verkauft – an Investoren aus Österreich, Deutschland, Frankreich, Dänemark, Italien, China, den Golfstaaten; ein Phänomen, das von Kritikern als „*land grabbing*“ bezeichnet wird. Monokulturen laugen bekanntlich den Boden aus, mit weiteren „Kollateralschäden“ für die Biosphäre. Produziert (und damit überhaupt erst gewinnbringend) werde in Rumänien vorrangig für den Export (je nach Bedarf besonders in das jeweilige Herkunftsland des Investors).

Kurz vor der Grenze zur Republik Moldau kommen am dritten Reisetag erstmalig – und auch nur dort – Windkraftanlagen in Sicht. Geradlinig erstreckt sich eine Hügelkette am Horizont. Der Übergang Albița zeugt von einschlägiger Erfahrung und gebotener Strenge der Grenzschützer, hier am östlichen Ende der EU. Ein Schilderwald warnt, keine „radioaktiven Substanzen, Waffen, Drogen, Sprengstoff oder wertvolle kulturelle Güter“ einzuführen. Unsere Reisegruppe ist über jeden Verdacht erhaben. Nach relativ zügiger Abfertigung empfängt uns die neue Reiseleiterin für die Republik Moldova, Valentina. Eine Weißbrussin, wie sie später beiläufig erwähnt wird. Hier aber stellt sie sich, aufrecht und voll patriotischer Inbrunst, mit einer Kurzeinführung in das nunmehr vor uns liegende Land vor: „Wissen Sie, wo Moldawien liegt? – Irgendwo auf dem Weg zum Paradies. Ich liebe mein Land.“ (U.R.)

lași

Die Metropole in der Region Moldau – heute unterteilt in die nordost-rumänische Provinz Moldau und die eigenstaatliche Republik Moldau – ist seit je her Iași. Iași war die wichtigste Stadt und lange Hauptstadt des Donau-Fürstentums Moldau und gilt manchen als die „Wiege der rumänischen Kultur“; viele rumänische Persönlichkeiten und Künstler lebten hier (heute ca. 300.000 Einwohner). Eine große und kleine, alte und neue Stadt mit viel Leben, Sehenswürdigkeiten, Atmosphäre. Wir verbrachten die gesamte zweite Tageshälfte unseres zweiten Reisetags in ihrer Innenstadt und genossen erst im Bus, dann zu Fuß mit einem sehr kenntnisreichen ortskundigen Führer und schließlich, wer wollte, individuell des Nachts städtisches Leben, das wir so erst eine Woche später in Odessa wieder antreffen sollten.

Prof. Ion Lihaciu, Dekan der Philologischen Fakultät der Iașier Universität Alexandru Ioan Cuza, Partneruniversität der Friedrich-Schiller-Universität Jena und somit Kollege von Prof. Dahmen, führte uns mit Zeit, Erläuterungen und Vergnügen durch die Stadt und ihr historisches Zentrum, die heutige Fußgängerzone, Bulevardul Stefan cel Mare si Sfânt. Wir sahen historische und sozialistische Gebäude; viele Kirchen, die Metropolen-Kathedrale, hörten von anderen Gotteshäusern; betrachteten das Hotel Traian, entworfen von Gustave Eiffel, und den Kulturpalast; erfreuten uns an den am Sonntag Nachmittag tanzenden, sitzenden, schwatzenden und Erledigungen nachgehenden Einwohnern von Iași auf der Piața Unirii. Auf der großen Haupt-

¹ Vgl. auch www.topagrar.com/archiv/Rumänien-Viel-Land-und-wenig-Geld, Ausgabe 01/2010; www.ramses-zwei.com/landwirtschaft.

straße begingen Hunderte von jungen Leuten und schwarz gekleideten Priestern das „Fest der orthodoxen Jugend“ mit Fahnen und Gesängen; in der Fußgängerzone spielte eine Rockband aus zwei jungen Frauen und zwei Männern elektrisch verstärkt bekannte amerikanisch-europäische Rock-Melodien.

Eine dunkle Seite von Iași – und der gesamten Region Bukowina / Bessarabien – liegt in der Auslöschung Jahrhunderte alten jüdischen Lebens während des Zweiten Weltkriegs in fast allen großen Städten, so dass von der Kultur, die sie einst entscheidend prägte, heute praktisch nichts mehr übrig geblieben ist. In Iași noch nicht einmal ein herausragendes Denkmal. Czernowitz, Iași, Chișinău, Tiraspol, Odessa waren einst blühende Zentren jüdischer Kultur – Kunst, Literatur, Musik, Architektur, religiöses Leben und natürlich vor allem eine wirtschaftliche Blüte, welche die Kulturentwicklungen immens förderte, waren viele Jahrhunderte die „Markenzeichen“ dieser Städte, die gleich neben Thessaloniki (dem „europäischen Jerusalem“), Konstantinopel/Istanbul und Bukarest als „osteuropäische Jerusalems“ bekannt wurden. In Iași war es der berühmt-berüchtigte „Todeszug von Iași“, auch Iași-Pogrom oder -Massaker genannt, der Ende Juni 1941 den Abschluss des größten Pogroms an der jüdischen Bevölkerung Groß-Rumäniens bildete, in dessen Verlauf in Iași über 10.000 Menschen, in den zeitweise rumänisch verwalteten Regionen über 350.000 starben.

In einer Kooperation zwischen deutschen Einheiten und rumänischen Regierungstruppen wurden 1941 fast alle Juden Bessarabiens und der Bukowina deportiert und getötet („Massaker von Odessa“), indem ihnen zumeist pauschal unterstellt wurde, sie sympathisierten mit der Sowjetunion. Antonescus Gesamtplan, alle Juden in Bessarabien, in der Bukowina und der Moldau / Transnistrien physisch auszurotten, ging auf: Heute leben praktisch keine Juden mehr in diesen Städten; allein die Stadtbilder sind entscheidend durch sie geprägt. – Über den „Todeszug von Iași“ herrscht seit Jahren ein Streit im öffentlichen Leben Rumäniens: Entschädigungszahlungen, zu denen sich die deutsche Bundesregierung im Sommer 2017 für die Opfer endlich entschloss, werden von rechtsgerichteten rumänischen Ideologen als „Schuldeingeständnis“ gewertet und der rumänische Anteil am „Todeszug von Iași“ geleugnet oder heruntergespielt. So verbleiben größere Projekte zum Gedenken an die jüdischen Opfer Rumäniens im Zweiten Weltkrieg bislang ohne Umsetzung – darunter ein repräsentatives Denkmal für die deportierten und getöteten Juden von Iași. (C.H.)

Moldova

Die Fahrt von der rumänisch-moldauischen Grenze nach Chișinău – der Hauptstadt der Republika Moldova, im amtlichen deutschen Sprachgebrauch Republik Moldau, umgangssprachlich Moldawien – führte durch eine beschauliche hügelige Landschaft, die sich von der Ost-Rumäniens kaum unterschied. Mais, Sonnenblumen und Walnussbäume wurden aber zunehmend verdrängt durch Weinberge, die sich immer großflächiger ausbreiteten, je näher wir der Stadt Orhei kamen. Laut Valentina eine „Musterstadt“, in der es ein junger Bürgermeister gewagt hat, gegen Korruption und Oligarchen vorzugehen. An Ort und Stelle konnten wir uns über die Folgen dieser kommunalpolitischen Auseinandersetzung nicht weiter informieren, da ein Besuch in dem Weingut „Chateau Vartely“ vorgesehen war.

Wein war schon seit alters her ein bedeutendes Wirtschafts- und Kulturgut dieser Region. Vor dem Zerfall der Sowjetunion und des RGW stellte Moldova den wichtigsten Weinlieferant für das gesamte sozialistische Ausland dar, insbesondere für Russland. Nach der politischen Wende brach dieser wichtige Markt erst einmal weg, etablierte sich aber wieder in Teilen, so dass auch heute Wein erneut das wichtigste Exportgut Moldovas mit rund 30 % darstellt.

Russland wurde wieder der wichtigste Abnehmer. Als sich jedoch der Abschluss eines Assoziationsvertrags Moldovas mit der EU abzeichnete, stoppte Russland 2013 mit der wohl vorgeschobenen Begründung, der Wein aus Moldova enthalte zu viele Pestizid-Rückstände, den gesamten Import. Das Abkommen mit der EU wurde dennoch 2014 unterzeichnet.

Allein schon unter diesen politischen und wirtschaftlichen Aspekten war der Besuch im „**Chateau Vartely**“ höchst willkommen, zumal alle Weinkenner und -genießer unter der Reisegruppe neugierig darauf waren, was für Weine in Moldova wohl produziert würden. Zunächst waren wir überrascht, vor einem beachtlichen, im regionaltypischen Stil errichteten Gebäudekomplex zu stehen, welcher das erst 2004 gegründete Weingut sowie ein vier Jahre später dazu gebautes mehrstöckiges Hotel mit großräumigem Restaurant umfasste. Die 300 ha Weinberge befinden sich weiter entfernt an den Ufern des Dnjestr, wo die Böden aus Sand und Lehm in Kombination mit der Feuchtigkeit des Flusses den weißen Weinen die notwendige Säure vermitteln. Angebaut werden Riesling, Chardonnay, Traminer, im Süden auch Rotweine wie Cabernet Sauvignon, Syraz und Merlot. Zu 90 % sind es europäische Rebsorten, aber die interessanteren könnten die übrigen zehn % autochthone Reben sein, die wir jedoch weder bei der Degustation noch beim delikaten Mittagessen vorgesetzt bekamen. Doch der frische Riesling aus dem Vorjahr und der 2014er Merlot waren von beachtlicher Qualität.

Eine Jahresproduktion des Chateau Vartely ergebe insgesamt drei Millionen Flaschen, so verriet uns die Russisch sprechende, von Valentina übersetzte Führerin Ana, die uns fachgerecht durch die mit modernster, aus Frankreich und Italien importierter Technik ausgestatteten Keller führte. Nur zehn % der Produktion gingen an den einheimischen Markt. Der weit überwiegende Teil würde in 26 Länder exportiert, u. a. nach China (!), Großbritannien, Tschechien, Polen, sogar in die Vereinigten Arabischen Emirate, aber – auf Nachfrage – noch immer nicht nach Russland. Das sei inzwischen zwar möglich, aber die Preisverhandlungen seien noch nicht abgeschlossen, lautete die etwas gewundene Antwort. Wem dieses Weinreich nun eigentlich gehöre, wer es betreibe, war aus Ana nicht so recht heraus zu bekommen. Es sei eine Holding mit sieben Teilhabern, aber der Hauptaktionär ist der aus der Ukraine stammende Geschäftsmann Nicolae Ciornîi, u. a. Vizepräsident von Lukoil und Chef des Fußballclubs FC Zimbru Chişinău, einer der reichsten moldauischen Oligarchen. Nun denn, er wird wissen, warum er auf moldauischen Wein setzt, der sich zunehmend an europäischen Qualitäts- und Geschmacksstandards orientieren muss, wenn er auf dem internationalen und vor allem westlichen Markt Fuß fassen will, und nicht mehr am russischen Bedarf nach süßeren und alkoholstarken Weinen.

Welchen Wert Moldova auch der *Weinkultur* beimisst, zeigte sich am folgenden Tag beim Besuch des größten Weinkellers der Welt, des zum Weltkulturerbe zählenden berühmten **Weinguts von Cricova**, einer Kleinstadt zehn km nördlich von Chişinău. Die in 80 Metern unter der Erde verlaufenden, mehr als 100 Kilometer langen, in Muschelkalk gehauenen Gänge beherbergen in Europa die umfassendste Sammlung von Weinen aus aller Welt, weit mehr als eine Million Flaschen. Dazu kommen 30 Millionen Liter an Wein und Schaumwein aus der eigenen Produktion des Weinguts Cricova. Die Bedingungen für die Lagerung sind bei konstanten 12-14 Grad und einer sehr hohen Luftfeuchtigkeit ideal. Entlang der unendlich scheinenden unterirdischen Straßen, die nach Rebsorten benannt sind und durch die man mit Elektroautos fährt, lagern die Weine entweder in Fässern oder in Flaschen in großen Fächern, die in die Kalkwände gehauen wurden. Diese Unterwelt diente jahrhundertlang als Kalksteinbruch. Der hier und über weite Teile Moldovas abgelagerte Muschelkalk als Rückstand des Sarmatischen Meeres war ein begehrter Baustoff. Unzählige der alten und neuen Gebäude auch in der Hauptstadt wurden aus Muschelkalk errichtet und verliehen Chişinău den Beinamen „Weiße Stadt“. Erst 1952 wurden die Gänge in Cricova wieder entdeckt und als geeignet für die

Weinlagerung befunden. Nach und nach etablierte sich hier das größte staatliche Weingut, das auch jeder Staatsgast besuchen muss – ob Chruschtschow oder Gorbatschow, John Kerry oder Jiang Zemin, Wladimir Putin oder Angela Merkel. Sie erhalten zum Geschenk ein beachtliches Deputat an auserlesenen Weinen. Aber auch – sicher nur vermögende – Privatleute können ihre Weine unter den idealen klimatischen Bedingungen in Cricova einlagern lassen.

Einige Teile der unterirdischen Weinstadt sind nobel mit Marmor und künstlerischen Wandverkleidungen ausgeschmückt, manchmal die Grenzen zum Kitsch nicht nur streifend. Aber sobald unsere Gruppe den festlich ausgestatteten „President“-Saal betrat, waren die Augen gebannt von einer mit heimischen Köstlichkeiten schier überbordenden langen Tafel. Während des opulenten Abendessens übernahm Irina, unsere sympathische Führerin, selbst die einführenden Worte bei der Degustation der eigenen Erzeugnisse, einiger Weiß- und Rotweine und nicht zuletzt der vielfach preisgekrönten Schaumweine. Deren Produktionsstätte konnten wir zuvor besichtigen – bis auf eine absolute Tabuzone, in der den Flaschen vor der Verkorkung geheimnisvolle Aromen oder Liköre zugeführt wurden. An dieser Stelle konnte die sonst so zugewandte Irina sehr strikt sein. Umso lustiger wurde sie dann während der Verkostung – und wir folgten nur zu gern ihrem Beispiel.

Leicht konnten in einer solch gastlichen Atmosphäre die Probleme, mit denen das ärmste Land Europas zu kämpfen hat, in Vergessenheit geraten. Mit ihnen waren wir tags zuvor schon durch Valentina und ein ausführliches **Briefing der Deutschen Botschaft** konfrontiert worden. Valentina veranschaulichte uns mit plastischen Beispielen die Alltagsorgen der Menschen – die Arbeitslosigkeit, die geringen Verdienste derjenigen, die noch Jobs haben, die starke Arbeitsmigration vor allem der jungen Generation (besonders der Frauen), die zu hohen Mietpreise, etc. Im Gespräch mit der deutschen Botschafterin Dr. Julia Monar und dem Ständigen Vertreter Florian Seitz ging es um die grundsätzlichen Schwierigkeiten, mit denen das kleine, bitterarme, um seine Identität und Selbstbestimmung ringende Land zwischen Ost und West zu kämpfen hat.

Zu den vorherrschenden ökonomischen Sorgen kommt in Moldova zurzeit das Alleinstellungsmerkmal eines Dauerzwists zwischen **Regierung und Staatspräsident** hinzu. Während Ersterer nach Moskau schaut, orientiert sich die Regierung Richtung EU. Der Vorsitzende der Sozialistischen Partei, Igor Dodon, wurde 2016 in direkter Abstimmung mit mehr als 40 % der Stimmen zum Staatspräsidenten gewählt. Seine ersten Besuche führten ihn nach Moskau und in das abtrünnige, unter russischem Einfluss stehende Transnistrien. Auf sein Betreiben hin erhielt Moldova Beobachterstatus bei der Eurasischen Wirtschaftsunion (EWU), Putins Gegenmodell aus Russland, Belarus, Kasachstan, Kirgistan, Armenien zur EU.

Der moldauische Ministerpräsident Pavel Filip, der einer Koalition unter Führung der Demokratischen Partei vorsteht, kritisiert hingegen nicht nur die Moskau-Orientierung des Präsidenten, sondern auch dessen verfassungsrechtliche Kompetenzen überschreitende außenpolitische Eigenmächtigkeit. Dieser aber interpretiert seine Direktwahl als Willen des Volkes resp. der Nation (ähnlich einem Erdoğan, Orbán oder Trump). Die pro-westliche Regierung andererseits steht unter dem Einfluss des mächtigsten Oligarchen der Republik, des dubiosen, in Korruptionsaffären verstrickten Vorsitzenden der Demokratischen Partei (DP), Vlad Plahotniuc. Angeblich haben er und seine Partei nichts mit dem Bankenskandal zu tun, bei dem Ende 2014 quasi über Nacht rund eine Milliarde Euro aus dem Staatshaushalt einfach verschwanden – immerhin zwölf % des Bruttoinlandsprodukts. Die Aufklärung durch die Regierung habe zwar begonnen, aber stocke immer wieder. Überhaupt ist die alltägliche Korruption eine der Haupt-

ursachen für die politische und wirtschaftliche Instabilität des Landes und die fehlende Rechtssicherheit einer der Hauptgründe für ausbleibende Investitionen aus dem Ausland.

Auch die EU ist vorsichtiger geworden: Ihre Hilfen zur Verbesserung der Infrastruktur sind streng projektgebunden, z. B. bei der Wasserversorgung oder der Errichtung einer Gaspipeline zwischen Chişinău und Iaşi. Auch deutsche private Investoren agierten vorsichtig, „aber wenn sie da sind, engagieren sie sich voll und ganz“; sie genossen höchstes Ansehen, wurde uns erklärt. Hervorzuheben seien etwa die größeren industriellen Investitionen der freien Wirtschaftszone in Bălţi, wie der deutschen Firma Dräxlmaier (Produktion von Kabelbäumen), aber auch von österreichischen und japanischen Investoren. Die Kreditanstalt für Wiederaufbau und die giz finanzierten in Moldova Projekte etwa zur Wasserversorgung. So gestalteten sich die Beziehungen zu Deutschland letztlich trotz schwieriger Bedingungen „sehr gut“. In den Ausführungen der beiden deutschen Botschaftsvertreter wurde deutlich, dass die Ost-West-Spaltung der moldauischen Eliten mit Argusaugen verfolgt und beklagt wird, dass einfach keine Fähigkeit für Konsens und Kompromiss vorhanden sei. Dass die einst vorhandene pro-europäische Grundstimmung in der moldauischen Öffentlichkeit und der Bevölkerung zugunsten einer Hinwendung zu Russland und einer sich noch *in status nascendi* befindenden Eurasischen Wirtschaftsunion umzuschlagen drohe, wird von deutscher Seite auch den Korruptionsaffären der westlich orientierten Politiker angelastet.

Nach diversen Unwägbarkeiten war es der SOG-Reiseleitung doch noch gelungen, der deutschen Studiengruppe am vierten Reisetag einen Termin mit dem Staatspräsidenten der Republik Moldau, Igor Dodon, am Sitz des Präsidenten in Chişinău zu ermöglichen. Zuvor kam es außerdem zu einem Gespräch mit einem Repräsentanten der Regierung, dem stellvertretenden Außenminister Lilian Darii, in unserem stattlichen Hotel „Bristol Central Park“ in Chişinău. Der Vergleich beider außenpolitischer Positionen war höchst aufschlussreich. Der Minister räumte gleich zu Beginn fast ironisch ein: „Beim Präsidenten werden Sie andere Dinge hören als von mir.“ Aber erstaunlicherweise gab es auch übereinstimmende Aussagen – möglicherweise, weil der Präsident vor deutschen Gästen nicht allzu explizit pro-russisch erscheinen wollte.

Minister Darii sah den bereits 2005 begonnenen Prozess einer EU-Annäherung Moldovas mit dem 2014 abgeschlossenen Assoziationsvertrag auf gutem Weg, auch wenn Russland immer wieder Hindernisse errichte. Seine Regierung wünsche gute Beziehungen zu Russland, aber nicht auf Kosten der Beziehungen zur EU. Serbien gelinge es schließlich auch, seine traditionell guten Beziehungen zu Russland zu pflegen, ohne das Ziel einer EU-Assoziation aus den Augen zu verlieren. Leider befinde sich Moldova „*in a delicate geographical situation, between two strong geopolitical actors*“, nämlich Russland und der EU. Der Regierung sei bewusst und sie bedauere es, dass die Bevölkerung hinsichtlich der außenpolitischen Orientierung des Landes gespalten sei – anders als in Rumänien oder den baltischen Staaten, in denen es eine breite Übereinstimmung gegenüber der Westorientierung gebe. Der Minister ließ jedoch keinen Zweifel daran aufkommen, dass seine Regierung an ihrer Europa-Politik festhalte. Sie erwarte vom Präsidenten, dass er mit der Regierung kooperiere, entsprechend seiner repräsentativen Funktion in einer parlamentarischen Demokratie, wie sie in der Verfassung Moldovas klar definiert sei.

Präsident Igor Dodon drehte den Spieß um: Er beklagte sich, dass er von der Regierung nicht unterstützt werde, dass es keinerlei Kooperation gebe. Obwohl erst 42 Jahre alt, entsprach er eher dem Erscheinungsbild eines typischen Parteifunktionärs, gab sich jedoch sehr umgänglich und höflich, sichtlich erfreut über den Besuch aus Deutschland, den er zum Foto-Termin vor der moldauischen und deutschen Flagge einlud und am folgenden Tag mehrere Pressemittei-

lungen widmete. Auch artikulierte Dodon klar und bar jeglicher Phrasen (auf Russisch), wie sie typisch für Politiker früherer sozialistisch-kommunistischer Provenienz waren. An Selbstbewusstsein mangelt es ihm sichtlich nicht. So behauptete er, die von ihm gegründete und bis zur Präsidentschaft geführte Sozialistische Partei würde von 50 % der Bevölkerung unterstützt. Bei den im nächsten Jahr anstehenden Wahlen in Moldova würde die jetzige Parlaments- und Regierungsmehrheit lediglich zehn % bekommen. Auch er sah in der Ost-West-Orientierung die moldauische Bevölkerung in zwei etwa gleiche Hälften gespalten. Das Vertrauen in die EU und ihre Zielsetzungen sei zurückgegangen, obwohl die EU, was er durchaus anerkenne, bisher eine Milliarde Euro für Projekte in Moldova ausgegeben habe. Das fand in seinen Augen eine einfache Erklärung: Die EU habe Moldova nur aus geopolitischen Gründen unterstützt; vor den Skandalen der von der EU unterstützten Politiker sowie der verschwundenen Milliarde Euro habe man in Brüssel die Augen verschlossen.

Der Präsident leugnete energisch, die Sozialistische Partei oder er seien pro-russisch. Er wolle nicht die rechte Hand Putins sein, sondern setze sich für eine ausgewogene Außen- und Wirtschaftspolitik ein. In den letzten Jahren sei in Moldova ausschließlich pro-EU-Politik betrieben worden. Er habe nun in der kurzen Zeit seiner bisherigen Präsidentschaft versucht, dies im Sinne eines Ausgleichs *mit* Russland und *mit* der EU zu ändern. Ein kleines Land wie Moldova könne nichts gewinnen, wenn es gezwungen werde, sich auf die eine oder andere Seite zu schlagen. Für Moldova sei Neutralität die einzige Lösung. Sollte sich die eine oder die andere Seite in der Frage der außenpolitischen Orientierung nur nach Osten oder nur nach Westen durchsetzen, würde das letztlich zur Auflösung des Landes führen. Offenbar in Anspielung darauf, dass der umstrittene DP-Vorsitzende Plahotniuc 2016 in Washington empfangen worden war, warf Dodon auch den USA vor, Moldova stärker gegen Russland positionieren zu wollen.

Lobend äußerte sich Präsident Dodon über Deutschland, eines der größten Investoren in Moldova. Auch für die wichtigen Reformen im Bereich der Rechtsstaatlichkeit hoffe er auf deutsche Hilfe, ebenso wie überraschenderweise bei der Suche nach einer Lösung des Transnistrien-Konflikts, der in seinen Augen leicht zu bewältigen sein müsste, da ihm weder religiöse noch ethnische Gründe ursächlich zu Grunde lägen. Transnistrien könnte als ein Beispiel für eine friedliche Lösung ost-westlicher Gegensätze dienen. Er rechne damit, dass es in fünf Jahren zu einem Kompromiss komme. Allerdings könne der Konflikt kurzfristig auch erneut in eine heiße Phase treten, sofern die NATO wie geplant ein Verbindungsbüro in Chişinău einrichte ... – Verwundert, zum Teil auch beeindruckt verließ die Reisegruppe nach dieser markanten Begegnung das Präsidialamt in Chişinău, welches für die Begegnung den roten Teppich vor dem Gebäude hatte ausrollen lassen.

Nun gebietet es die Chronistenpflicht, noch einige Sätze der Hauptstadt sowie der archäologischen Schatzkammer Moldovas zu widmen. Letztere erreichten wir bereits am dritten Reisetag, kurz nach der Grenze zu Rumänien. 20 km südöstlich der Stadt Orhei befindet sich Orheiul Vechi (das alte Orhei), eine im Tal des kleinen Flusses Raut (Ra-ut) gelegene, ganz seltsame Landschaft. Das Tal und die sich darüber erhebenden 300 Meter hohen Kalksteinhügel hatten sich vor 14 Millionen Jahren auf dem Boden des Sarmatischen Meeres gebildet, das sich von Südosteuropa bis nach Südrussland erstreckte. Seit prähistorischer Zeit hatte dieses strategisch günstig gelegene Gebiet Siedler angezogen. Reichhaltige Funde aus der Steinzeit (30.000-20.000 v. Chr.) über die Eisen- und Bronzezeit, die Siedlungen der Geto-Daker (8. – 2. Jh. v. Chr.) bis ins Spätmittelalter führten zum 2007 verliehenen Titel eines „kulturellen und landschaftlichen Schutzgebietes“ mit dem Antrag auf Aufnahme in die Liste des UNESCO-Kulturerbes. Von der durch Tartaren der Goldenen Horde um 1330 gegründeten Stadt Orheiul Vechi gibt es keine Überreste mehr. Nur die Ruinen einiger Festungen sind geblieben sowie

die Grundmauern eines tartarischen Badehauses, von dem aus sich ein bezaubernder Blick über das seltsam anrührende Tal mit dem sich biegenden Flüsschen und den Kalksteinwänden bot.

Wir wanderten durch das malerische Straßendorf **Butuceni**, eines von drei über dem Tal gelegenen Dörfern, mit ihren landestypischen niedrigen, hinter üppigen Gärten versteckten Häuschen mit blauen Fenstern und Türen. Dort, wie in der näheren Umgebung des Dorfes spielt der 2016 gedrehte Film „Anișoara“ der jungen moldauischen Regisseurin Ana Felicia Scutelnicu mit der Hauptdarstellerin **Anișoara Morari** und vielen weiteren sehr authentischen Laiendarstellern. „Anișoara“, benannt nach seiner Protagonistin, erzählt vom Leben eines Mädchens in der moldauischen Provinz (größtenteils allein mit ihrem Großvater) über vier Jahreszeiten hinweg und war seit Ende August 2017 auch in deutschen Kinos zu sehen. – Von Butuceni stiegen wir hinauf zu dem 1675 gegründeten, der Mutter Gottes gewidmeten Höhlenkloster Manastirea Pestera, das 50 Meter über dem Fluss in der Felswand klebt, aber im Inneren mit einer Kapelle und einigen Mönchszellen überraschend geräumig ist. Hier leben tatsächlich noch einige Mönche. Während zwei von ihnen am Verkaufsstand dienten, zelebrierte ein dritter singend vor dem Marien-Altar den Ritus der orthodoxen Kirche. Zum Kloster führt ein erst später wohl für Besucher und Touristen gegrabener Tunnel. Zuvor führten nur halsbrecherische Pfade entlang der Felsen herauf. Durch einen Durchbruch gelangt man von der Kapelle auf eine Art Freiluftbalkon unmittelbar über der steil abfallenden Felswand. Schwindelfreien bot sich ein berauschender Ausblick auf das Flusstal und die 1903 weiter oben erbaute Marienkirche im neo-russischen Stil mit weithin leuchtender goldener Zwiebelkuppel.

Wie nach Orheiul Vechi führte uns Valentina auch am nächsten Tag kenntnisreich durch **Chișinău** – teils zu Fuß, teils im Bus. Sie sprach gern von der „*weiben*“, aber der überwiegende Eindruck war der einer grünen Stadt, mit großzügigen Parkanlagen, von Bäumen gesäumten Straßen und Boulevards. In dem berühmtesten der Parks, benannt nach Stefan cel Mare, befindet sich außer einem prächtigen Denkmal dieses moldauischen Großfürsten (1433-1504), auf den auch die rumänische Nationalität zurückgeführt wird, ein eindrucksvoller „Weg der Klassik“ – eine von bronzenen Büsten der wohlgenannte *rumänischen* Geistesgrößen gesäumte Allee. Unter ihnen finden sich auch im Westen bekannte Namen wie die der Dichter und Schriftsteller Mihai Eminescu, Tudor Arghezi, Ion Creanga oder des Religionsphilosophen Mircea Iliade oder auch der bis zum Hofe Peter des Großen gelangte Enzyklopädist Dimitrie Cantemir. Und natürlich darf Aleksander S. Puschkin (1799-1837) nicht fehlen. Seiner Büste auf einer hohen Säule ist ein blumengeschmückter eigener Standplatz am Beginn der Allee vorbehalten. Wie in Odessa wird der Begründer der modernen russischen Literatur auch in Chișinău hoch verehrt, verbrachte er hier doch drei Jahre, von 1820-1823, in der Verbannung, die er u. a. für den Arbeitsbeginn an seinem Versepos „Eugen Onegin“ nutzte. Die Verehrung hat etwas Befremdliches, wenn man Puschkin liest: Wie wenig schmeichelhaft er sich über sein Exil äußert – „verfluchte Stadt Kischinjew, die Zunge wird nicht müde, dich zu beschimpfen“.

Doch heute hinterlässt die Stadt Chișinău einen freundlichen Eindruck, bunter und geschäftiger als noch um die Jahrtausendwende; auch jünger durch die vielen Studenten, und in jedem Fall lebendiger als Tiraspol, die Hauptstadt Transnistriens, die wir später besuchten. Valentina, die allenfalls an den zu vielen Autos Anstoß nahm, lobte auch das rege Kulturleben, die zahlreichen Museen, die Theater, Konzertsäle und die Philharmonie. Dass die Bevölkerung Moldovas zu 98 % orthodoxen Glaubens ist, zeigte sich auch werktags beim Besuch der Kirchen wie der großen Kathedrale „Der Geburt des Herrn“. So wie sich drinnen nicht nur alte Frauen auf dem Boden knieend dem Gebet hingaben, sondern auch junge Menschen, so bekreuzigten sich ebenso draußen fast alle Menschen jeglichen Alters, wenn sie die Kathedrale passierten, auch wenn sie es noch so eilig hatten. Die wechselvolle, nicht immer glückliche Geschichte dieser Stadt –

gekennzeichnet durch Kriege, Erdbeben, Judenpogrome und -deportationen, stalinistische und faschistische Tyrannen – aufzuzeichnen, ist hier nicht der Platz, auch wenn wir vieles darüber hörten. Übrigens beginnt in Moldova und in Chişinău erst jetzt die Aufarbeitung der Geschehnisse der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. (D.S.)

Transnistrien

Am fünften Reisetag verlassen wir die Bukowina und gelangen ins historische Bessarabien. – Wenn etwas ist, was mancher Ansicht nach nicht sein darf, erhöht dies Spannung und argwöhnische Neugier, wenn eine Begegnung damit ansteht. In unserem Fall ist dies ein Aufenthalt in Transnistrien. Ein de facto unabhängiger, indes von keiner internationalen Organisation und auch völkerrechtlich nicht anerkannter Staat, außer von Russland als bedeutendstem politischen Faktor.

Da steht also eine vollwertige Grenzanlage in der Republik Moldau, in jenem Teil, der östlich vom Dnjestr liegt. Transnistrien: Ein 200 Kilometer langer Landstreifen, ähnlich schmal wie der Gazastreifen, im Osten an die Ukraine grenzend. Eine Laufschrift verkündet die Einreisebedingungen an der „internationalen Grenze“ sowie „Migration Control“. Passierende werden von Zöllnern in grüner Uniform mit ausladenden XXL-Schirmmützen gemustert, Reisepässe werden eingesammelt – und ungestempelt – zurückgegeben. Ein Panzer, wenn auch ein stillgelegter, das Kanonenrohr westwärts gen Chişinău gerichtet, erinnert mahndend gleich hinter dem Posten an den Krieg um die Unabhängigkeit Transnistriens von Moldau. Die rot-grün-rote Flagge zeigt ein Wappen mit Hammer und Sichel, gerahmt von Weizenähren, Maiskolben und Weinreben – das Wappen der Moldawischen Sowjetrepublik aus den Zeiten der UdSSR. Die Transnistrier haben eigene Pässe, ihre Autos eigene Nummernschilder. Eine eigene Regierung. Von nun an steht alles auf Kyrillisch geschrieben. Man spricht Russisch, Ukrainisch, Moldauisch-Rumänisch in Pridnestrovie, wie die Separatisten ihren Staat nennen. Flugs heißt es, die moldauischen Lei in transnistrische Rubel zu wechseln, aber eine Gelegenheit dazu bietet sich erst später.

Bald passieren wir den Grenzfluss Dnjestr und gelangen in Transnistriens zweitgrößte Stadt, nach **Bender**. Oder heißt sie Bendery? Oder Tighina? Alles trifft zu – es kommt darauf an, wer sie benennt. Höchste Zeit, dass wir uns mit noch mehr Unübersichtlichkeit, Wechselhaftigkeit, Unstetigkeit beim „*nation-building*“ als bisher vertraut machen. Bender/Bendery steht hier nicht nur für einen kurzen Zwischenstopp auf unserer Reise, sondern als Metapher dafür, was als Faktenlage vor uns liegt und was der Besuch der gut erhaltenen historischen Festung oberhalb des Dnjestr plastisch vor Augen führt: Ein Erobern und Rückerobern, Beherrschen und Unterwerfen bis zur beiderseitigen Erschöpfung und Ausblutung der Kontrahenten. Allein ein kulinarisches Relikt aus türkischer Besatzungszeit kommt uns dort zu Hilfe: Ein vorzüglicher und vorbildlich in einer Džezva zubereiteter türkischer Mokka.

Ein Kurzporträt im Geschichtsgalopp: Lange Zeit zum Fürstentum Moldau gehörig, trug die Stadt den Namen Tighina. Unter osmanischer Herrschaft seit 1538 hieß sie Bender. 1812, als Teil des Russischen Reiches, Bendery. Nach Anschluss Bessarabiens an Rumänien nach dem Ersten Weltkrieg erhielt sie ihren Gründungsnamen Tighina zurück. Was prompt revidiert wurde, als Moldau 1945 eine Sozialistische Sowjetrepublik und Tighina in historischer Kontinuität und Distanz zu den rumänischen Nationalisten erneut zu Bendery (Russisch) bzw. Bender (Moldauisch) wurde, gemäß den in der SSR Moldau geltenden beiden Amtssprachen.

Warum ist, was nicht sein sollte: Transnistrien / Pridnestrovie? Vor dem Hintergrund dieser wechselhaften Geschichte spielt die Abwicklung der UdSSR eine Hauptrolle. Sprachlich und

ethnisch unterscheidet sich die Zusammensetzung der Bevölkerung im transnistrischen Landstreifen, ähnlich wie in Gagausien, von den demografischen Verhältnissen im Rest Moldovas. Die jeweiligen Anteile von Moldauern, Russen und Ukrainern variieren prozentual nur wenig. Russen liegen mit etwas über 30 % knapp hinter den Moldauern, dicht gefolgt von Ukrainern mit 29 %. Wie uns später der Rektor der Universität von Transnistriens Hauptstadt Tiraspol nachdrücklich erklärt, bezieht sich die transnistrische Bevölkerung ungeachtet ihrer nationalen Zugehörigkeit mehrheitlich auf das russische kulturelle und wohl auch mentale Erbe. Und diesen Bezugspunkt wolle man sich nach wie vor nicht streitig machen lassen. Doch eben dies versuchten moldauische Nationalisten in den ersten Wirrnissen nach der Auflösung des Ostblocks und im Zuge der Formierung einer erneuten moldauischen Eigenstaatlichkeit: Russisch wurde als Amtssprache verboten, die überwiegend russischsprachige Bevölkerung fühlte sich bedroht. Was in Gagausien noch eben abgewendet und diplomatisch gelöst wurde, wurde in Transnistrien anders entschieden: Transnistrien erklärte seine Unabhängigkeit von Chişinău und suchte den Anschluss an Moskau. Moldova schickte Soldaten an den Dnjestr, der Konflikt eskalierte 1992 in einen wenige Monate dauernden, durch Eingreifen der 14. russischen Armee beendeten Krieg. Über 1.000 Tote forderte er auf beiden Seiten. Die Republik Moldau büßte ihre Souveränität über das Gebiet ein, in dem bis heute eine „Friedenstruppe“ von rund 2.000 russischen Soldaten stationiert ist.

Bender war Schauplatz des letzten blutigen Gefechts zwischen moldauischen Truppen und den Unabhängigkeitskämpfern jenseits des rechten Ufers des Dnjestr, vom 19. – 22. Juli 1992. Kurzfristig flüchteten rund 100.000 Menschen aus der Stadt. Allein hier sollen in den wenigen Tagen mehrere hundert Menschen getötet worden sein. Unmittelbar nach diesem Schlagabtausch verständigte man sich auf einen Waffenstillstand. Moskau trat als Vermittler auf. Ohne Russland als finanziellem Sponsor, Wirtschaftspartner, als Fürsprecher und gewichtiger Partner in dem längst auf kleinstem Niveau gehaltenen (*frozen*) *peace keeping*-Prozessen könnte das Staatsgebilde kaum existieren. Eine Lösung des Konflikts im Rahmen der „5+2-Verhandlungen“ zeichnet sich nicht ab. Es handelt sich indes weder um einen die Menschen auseinander dividierenden ethnischen, noch einen religiösen, noch einen Nationalitäten-Konflikt. Nie gab es hier Vertreibungen oder gar ethnische Säuberungen. Es ist ein Interessenskonflikt um staatliche Souveränität, Herrschaft und geopolitischen Einfluss.

Wir fahren weiter Richtung Tiraspol. Und weiterhin teils schnurgerade Walnuss-Alleen entlang. Zu beiden Seiten wiederum unendlich ausgedehnte Mais- und Sonnenblumenfelder, abgeerntete und frisch gepflügte Weizenfelder, Obst- und Weinanbau. Fette schwarze Erde. Flora und Fauna ziehen keine Grenze durch die Bukowina und Bessarabien. Bis auf Zitrusfrüchte kann der Nahrungsmittelbedarf aus Eigenanbau gedeckt werden. Auch hier tragen Subsistenz- und Schattenwirtschaft zu relativ gutem Überleben bei. Exportgut Nr. 1 ist Wein, gefolgt von Leichtindustrie, Getreide, Walnüssen und Walnussprodukten (Holz, Rinde). Das BIP ist pro Kopf ähnlich hoch wie in Moldova. Russland ist vor allem für Importe wichtigster Handelspartner, gefolgt von Rumänien und Italien.

Unübersehbar zieht sich ein Namenszug durch Pridnestrovie, flankiert von roten und blauen Balken: SHERIFF. Links auf Kyrillisch, in der Mitte ein Stern, rechts in lateinischer Schrift. Das Imperium eines omnipotent erscheinenden Oligarchen. Der Konzern ist das größte transnistrische Unternehmen. Alles, was ein Land an nennenswerten Wirtschaftsfaktoren für sein Sozialprodukt braucht, kontrolliert dieser Oligarch, zum Teil über Tochtergesellschaften: die Störzucht AkvaTir, Europas größtes Baumwollkombinat Tirotext, Einzelhandelsketten, Sportanlagen, Autohäuser, das Tankstellennetz, den Telekommunikationssektor, Medien, die international renommierte Spirituosenfabrik KVINT, „Hypermärkte“, usw. Als erstes gelangen wir in einen

„Supermarkt“, vom Ausmaß und Angebot her eine kleinere Karstadt-Filiale. Alles hypermodern; hybrid für hiesige Verhältnisse. Rolltreppen führen in den zweiten Stock. Dort gibt es die erste Wechselstube. Unsere kleine Gruppe verliert sich geradezu in diesem „Geisterhaus“. Es gibt kaum Kundschaft, mehr Security als Verkaufspersonal.

Tiraspol, die Hauptstadt Tansnistriens, weist sich mit einem dreisprachigen Ortsschild aus: Moldauisch, Russisch, Ukrainisch. Die Stadt rückt manche vorurteilsgeprägten Erwartungen an ein hinterwäldlerisches Abziehbild von sowjetischem Plattenbau-Einheitsgrau, von bröckelnden Fassaden und abendlicher Tristesse zurecht: Die Straßen sind besser als in Moldova, es gibt indes deutlich weniger PKW als dort. Auch zwischen Wohnblocks in den Seitenstraßen sind Grünanlagen verhältnismäßig gepflegt, und die Häuser auch nicht in einem schlechteren Zustand als manche zum Beispiel in Leipzig oder Gera. Es geht über die Karl Liebknecht-Straße, ein Blick in die Karl-Marx-Straße, die Puschkin-Straße hinunter und hinein in die sechsspurige Straße des 25. Oktober. Eine pompöse Bank mit blendender Glasfassade reiht sich an die andere. Unser Hotel heißt, woran man sich vor Ort orientiert: „Rossija“. In Sichtweite eine Lenin-Büste auf hohem Sockel vor dem Dom Sojjetov.

Zwei Termine stehen für unsere Reisegruppe in Tiraspol an: Ein Besuch beim Rektor der Universität und die Besichtigung der Spirituosenfabrik KVINT in der Lenin-Straße 38. KVINT dürfte wohl das bekannteste Produkt Transnistriens sein, das mit seinem Label in internationalen Regalen zu finden ist, vor allem der Cognac. Das Unternehmen feierte kürzlich (9. September) sein 120-jähriges Bestehen. War es die letzten Jahrzehnte staatlich, gehört es nunmehr, seit 2006 – wen wundert's – der Sheriff-Holding. Mitsamt der über 2.000 ha Weinfelder im Norden von Tiraspol. Das KVINT-Museum präsentiert neben Utensilien zur Weinverarbeitung aus dem 2. Jh. v. Chr. zahlreiche international prämierte Weinbrände. Der älteste mit Namen Fürst Wittgenstein ist 50 Jahre alt. Auch ein Dankeschreiben aus dem Vatikan findet sich in der Ausstellung. Eine Rarität ist ebenfalls eine Cognac-Flasche, die als einzige aus dem kulinarischen Versorgungsbestand einer russischen Weltraummission 1998 auf den Erdboden zurückgebracht wurde. Eine Verkostung der edlen Tropfen war uns nicht vergönnt.

Professor Stepan Beril lehrt Mathematik und Physik als Rektor der Transnistrischen Staatlichen Taras-Schewtschenko-Universität (Internetadresse: www.spsu.ru). Er ist Mitglied der Russischen Akademie für Naturwissenschaft. Seine Prorektorin und die Dekanin vom Lehrstuhl Philologie, beide recht jung, begleiten ihn und assistieren ihm auch mit Auskünften über die Situation der Universität bzw. des akademischen Lebens in Transnistrien. Die durchaus auch existenzielle Abhängigkeit von der realpolitischen Gemengelage steht im Mittelpunkt der Ausführungen mit unserer Reisegruppe. In einem Eingangreferat benennt der hier sehr geschätzte und wiederholt zum Rektor gewählte Professor (wie Reiseführerin Valentina später ergänzt) die an der russischen „Leitkultur“ orientierten Koordinaten dieser höchsten akademischen Institution in Transnistrien: „Nicht im politischen, aber im Bildungs- und Wissenschaftsbereich gibt es Alternativen zum Status quo, aber Chişinău torpediert all dies“. Russland habe alles getan, um Pridnestrovie aufrechtzuerhalten, ohne dessen Hilfe gäbe es den Staat nicht. „Wir schätzen Europa und seine Errungenschaften, wir sind auch pro-europäisch, aber unsere Geschichte, Kultur, Traditionen wollen wir unbeeinflusst von außen lassen“. Die Universität habe stets die große Aufgabe gehabt, diesen Kulturauftrag zu erfüllen, also eine Schlüsselstellung diesbezüglich einzunehmen, erklärt uns Rektor Beril.

Fakt ist, dass in Tiraspol nach wie vor nach russischem Standard gelehrt, geprüft und diplomiert wird. Beril konkretisiert: 70 % russische Standards, 30 % „Besonderheiten“, gemäß einer so genannten regionalen Konferenz. Nach Russland (2007) habe auch Transnistrien das Bologna-

System übernommen (2009) und nehme am Erasmus-Programm teil. Was den zwischen 10.-12.000 Studierenden wenig nütze, wenn sie im Ausland weiter studieren oder nach Studienabschluss arbeiten wollten. Das sei immerhin bei 10-15 % pro Jahr der Fall. Ausgenommen natürlich in Russland bzw. russisch kontrollierten Regionen. Anerkannt würden ihre Diplome nicht einmal (oder erst recht nicht) beim politischen Kontrahenten, der Republik Moldau. Der rechtlich freischwebende Transnistrien-Status behindere auch die Einstellung ausländischer Dozenten bzw. die Entsendung eigener Fachkräfte an andere Universitäten, vor allem an solche im Westen. Unterrichtssprachen seien Russisch, Moldauisch-Rumänisch, Ukrainisch. Verhältnismäßig gut vertreten an der philologischen Fakultät seien Englisch und Französisch, auch mit Kulturzentren. Mit der Förderung der deutschen Sprache, etwa seitens des Goethe-Instituts, komme man nicht so recht voran. Immerhin würden rund 30 Deutschlehrer pro Jahr hier ausgebildet. Rektor Beril und seine Sekundantinnen schlossen mit dringenden und nachdrücklichen Appellen an uns als Delegation der Südosteuropa-Gesellschaft, sich für die Unterstützung der deutschen Sprache und Kultur in Tiraspol und an der Universität z. B. bei der Deutschen Botschaft einzusetzen. Die Protokollführerin der Gastgeberseite legte diesen Appell in einer Presseerklärung am folgenden Tag großzügig und wohl auch voreilig als „Zusage“ aus. (U.R.)

Das Land der Gagausen

Nach Transnistrien galt es, die zweite *Terra incognita* der Studienreise durch Bessarabien zu erkunden: die „Autonome Territoriale Einheit Gagausien in der Republik Moldova“. Es ging uns wie dem unermüdlich die östlichen Regionen Europas bereisenden Schriftsteller Karl-Markus Gauß, der in seinem Essay „Meine moldawische Sehnsucht“ schreibt: „Und dann wollte ich doch endlich das Land der Gagausen sehen, von dem mir schon so viele erzählt hatten und keiner Genaueres wusste.“ Informationen zu Gagausien (so wird es ausgesprochen) erhielten wir von Valentina, Hansjörg Brey und Wolfgang Dahmen. Und noch weiter ausholen, als das im streckenweise schlingernden Reisebus möglich war, konnte der Verfasser dieses Berichtsteils im sicheren Port des heimischen Schreibtischs.

Die Gagausen stellen insofern eine Besonderheit dar, als sie „Türken orthodoxen Glaubens“ sind. Gauß, der sich intensiv mit ethnischen Minderheiten, besonders in Ost- und Südosteuropa befasste, meint, es gebe „wohl zwanzig ethnographische Ursprungstheorien“. Sicher sei, dass es sich um ein christliches Turkvolk handele, „das vor Jahrhunderten aus dem asiatischen Osten westwärts wanderte, die islamische Religion abgestreift und das orthodoxe Christentum angenommen hat“. Dagegen sind nach Stefan Troebst, Minderheitenforscher an der Universität Leipzig, die Gagausen, die im damals osmanischen Bulgarien lebten und den orthodoxen Glauben der bulgarischen Mehrheit angenommen hatten, zu Beginn des 19. Jh. der Einladung Russlands zur Ansiedlung in der Region gefolgt, in der sie heute noch leben. Dieses zum Osmanischen Reich gehörende Gebiet war – wie das gesamte Bessarabien – nach der Eroberung durch das zaristische Russland durch die Flucht der gesamten muslimischen Bevölkerung entvölkert. Laut Troebst umfasst die Autonome Region Gagausien – türkisch „Gagauz Yeri“ – nur ca. 5,4 % der Fläche der Republik Moldova. Von den ca. 180.000 Einwohnern sind 78,7 % Gagausen, 5,5 % Bulgaren, 5,4 % Moldauer, 5 % Russen, 4 % Ukrainer und noch Angehörige anderer Ethnien (1,3 %). Bis zum Zerfall der Sowjetunion gab es unter den Gagausen, die innerhalb der Moldauischen Sowjetrepublik lebten, keinerlei Bestrebungen zu einer bewussten, politisch artikulierten ethnischen Eigenständigkeit. Ihre Sprache war noch durch die osmanische Zeit geprägt, wurde aber kyrillisch geschrieben. Die Verkehrssprache war, wie im moldauischen Zentralstaat, ohnehin Russisch.

Als aber im Zuge des Zerfallsprozesses der Sowjetunion die unabhängige Republik Moldova entstanden war und zur Stützung einer neu erschaffenen moldauischen Nation und Nationa-

lität im Jahr 1991 mittels eines nationalistischen Sprachgesetzes das „Moldauische“ (im Prinzip Rumänisch) zur alleinigen Staatssprache erklärt wurde – da erwachte auch unter den Gagausen eine ethnisch und sprachlich begründete nationalistische Bewegung. Nach dem neuen Gesetz war die Beherrschung des Moldauischen / Rumänischen die Voraussetzung für politische Ämter und Posten im Staatsdienst. Gagausien ebenso wie Russen, Ukrainer, Bulgaren waren in der Regel des Rumänischen kaum mächtig. Zudem gab es angesichts während der Wendejahre in Rumänien erwachter großrumänischer Stimmungen unter den nicht-Rumänischsprachigen Minderheiten die Furcht vor einer Angliederung Moldovas an Rumänien. Das war bereits zweimal in der jüngeren Geschichte der Fall, 1918-1940 und dann als Folge des Hitler-Stalin-Abkommens 1941-1944.

Diese Entwicklung führte sogar zur Ausrufung einer eigenen Republik Gagausien. Überdies drohte im Herbst 1990 und im Sommer 1991 ein kriegerischer Konflikt mit der Zentralregierung in Chişinău. Aber anders als ein Jahr später im Falle Transnistriens gelang es besonnenen Politikern auf beiden Seiten, Gewalt zu vermeiden und einen beide Seiten zufrieden stellenden Kompromiss in Form einer weitgehenden Autonomie für Gagausien zu erzielen. Das Parlament Moldovas verabschiedete im Dezember 1994 ein „Gesetz über die besondere Rechtsstellung von Gagausien in der Republik Moldova“, im Sinne einer „autonomen territorialen Einheit mit einer besonderen Rechtsstellung, die als Form der Selbstbestimmung der Gagausen ein Bestandteil der Republik Moldova ist“. Dreißig Städte und Landgemeinden im Süden Moldovas stimmten im März 1995 in einem Referendum ihrer Zugehörigkeit zum autonomen Territorium Gagausien zu. Für den Minderheiten-Experten Stefan Troebst stellt das Autonomiegesetz für Gagausien „einen spektakulären Sieg der Vernunft über ethnonationales Machtstreben alter Eliten dar – eine zumal im postsowjetischen Raum ebenso seltene wie reife Leistung aller Konflikttakteure“.

Die Reisegruppe war am sechsten Reisetag nach etwa dreistündiger Fahrt durch eine unverändert von ausgedehnten Mais- und Sonnenblumen-Feldern sowie riesigen Brachflächen bestimmte Landschaft, in der auch hier die charakteristischen Walnussbäume nicht fehlten, gelegentlich Dörfer und Weiler mit blau dekorierten einstöckigen Häusern passierend, dann doch recht unvermittelt in **Comrat**, der Hauptstadt Gagausiens, eingetroffen. Wegen streckenweise äußerst schlechter Straßen, die unserem Fahrer Aleksandar einmal mehr große Aufmerksamkeit abverlangten, war der Zeitplan wieder einmal eng geworden. Als er endlich inmitten eines dicht bevölkerten Platzes in der Nähe der strahlend gelben orthodoxen Kathedrale halten konnte, teilte sich die Gruppe behände auf. Die einen bahnten sich den Weg zum Markt, die anderen eilten zu einem Termin mit dem Bürgermeister, landeten fehlgeleitet am Haus der Volksversammlung, vor der ein bronzener Lenin in Überlebensgröße auch dem versprengten Turkvolk der Gagausen den Weg in den Kommunismus zu weisen versucht hatte. Im Geschwindigkeit ging es dann entlang der noch immer nach dem großen Führer des Proletariats benannten Hauptstraße und durch eine viel belebtere, mit etlichen Banken gesäumten Nebenstraße zum Rathaus, einem im Gegensatz zu dem Prachtbau der Stadtverwaltung von Tiraspol unscheinbaren und etwas unfertig wirkenden Gebäude.

Umso überraschter waren die deutschen Gäste, als sie von Bürgermeister Serghej Anastasov empfangen wurden, einem Tatkraft und Dynamik ausstrahlenden, äußerst sympathisch wirkenden Mittvierziger, umgeben von einem Team junger Leute. Bevor er in die Politik wechselte, war er in der Möbelindustrie tätig gewesen und hatte nach eigenem Bekunden die halbe Welt bereist und auch Deutschland mehrfach besucht. Er bekannte sich ausdrücklich zum Autonomiestatus Gagausiens und widersprach weitergehenden Bestrebungen. Die Autonomie innerhalb der Republik Moldova biete bessere Möglichkeiten zur wirtschaftlichen Entwicklung als eine

eigene Republik. Und auch die Bedingungen für die Pflege der eigenen Kultur und Bräuche, der Sprachen der Gagausen und anderen Ethnien seien garantiert. Dass es gelungen sei, so fügte er mit ironischem Unterton hinzu, den ethnischen Konflikt mit der Zentralmacht friedlich zu lösen, sei dem Umstand zu verdanken, dass es unter den Politikern, die im Besitz der Macht seien, gelegentlich auch solche gäbe, die der Vernunft den Vorrang vor dem Machterhalt einräumten.

Aber der Bürgermeister übte auch Kritik an manchen seiner Landsleute, die vom Staat alles verlangten, aber selbst nichts zur Entwicklung der Gesellschaft beitragen wollten. Sie seien noch immer von einer Mentalität geprägt, die siebenzig Jahre lang die Gesellschaft beherrscht habe. Auch junge Leute, die damals noch gar nicht gelebt hätten, würden den Alten nachreden, dass „früher alles besser war“. Es mangle besonders an Eigeninitiative. Unternehmer seien nicht sehr angesehen. Kreative junge Leute wanderten aus. Überhaupt arbeiteten die meisten Männer und vor allem die Frauen im Ausland; zu 90 % in Russland, nur zehn % in EU-Ländern. Die EU würde seit der Wirtschaftskrise 2009, von der gerade auch Moldova, das ärmste Land Europas, schmerzhaft betroffen war, von der Mehrheit der Gagausen kritisch gesehen. Jetzt würden sich die Hoffnungen auf die von Moskau betriebene Eurasische Union richten.

Comrats Bürgermeister jedoch ließ keinen Zweifel daran, dass er auf Europa setzt. Leider gebe es kaum Kooperationen mit deutschen oder anderen westlichen Firmen, trotz der Einrichtung einer zollfreien Zone. Er hoffe auf ein – seit zwei, drei Jahren spürbares – Zurückdrängen der Korruption und eine Stärkung der Rechtsstaatlichkeit, ohne die es keine Investitionen aus dem Ausland geben könne. In seiner Stadt verfolge er konsequent das Prinzip einer korrekt und effizient arbeitenden Verwaltung („in unserem Rathaus gibt es keine Schlangen!“), auch gegen manche Widerstände selbst in Teilen der Bevölkerung, für die es noch immer unvorstellbar sei, dass eine Stadtverwaltung auch ohne Korruption funktionieren könne. Er beklagte jedoch, dass die kommunalen Verwaltungen an einem Übermaß an Bürokratie zu leiden hätten: „Am schlimmsten ist die Papierwirtschaft!“ Auch hätten die Kommunen nur geringen Einfluss auf Regierung und Parlament in Chişinău.

Welche konkreten Pläne und Verbesserungen Serghej Anastasov für seine 30.000 Einwohner zählende Hauptstadt Comrat vorhat, erfuhren wir leider nicht. Obwohl er sehr präzise – übrigens Russisch – sprach, kostete die Übersetzung doch reichlich Zeit, so dass sich für Fragen der Gäste kaum mehr Gelegenheit bot. Auch für einen ausgiebigen Stadtgang, geschweige denn Kontakte und Gespräche mit Einheimischen, gab es keine Zeit mehr. So blieb den Mitgliedern der „Bürgermeister-Gruppe“ ein eher diffuses Bild von der Gagausen-Hauptstadt. In dieser Hinsicht hatten es die „Markt-Gänger“, die dort köstliches Obst erstanden hatten und von lebhaften Verkaufsgesprächen berichteten, besser getroffen.

Eine besonders weite Strecke stand uns nun bevor: Nach dem Besuch des Museums für gagausische Kultur in Besalma bis zur moldauisch-ukrainischen Grenze und nochmals gut 200 km über teils extrem schlechte Straßen bis zur nächsten Übernachtung am Donau-Delta im Städtchen Wylkowe, wo wir erst zu fast mitternächtlicher Stunde eintrafen. Die Fahrt wurde auch durch einen etwa zweistündigen Aufenthalt an der ukrainischen Grenzstation verlangsamt, der uns daran erinnerte, dass sich die Ukraine im Kriegszustand befindet, auch wenn wir von den Spannungen im Süden des Landes nichts mitbekamen (in Odessa waren wir als nächstem Punkt 180 km vom Kriegsgeschehen entfernt). Wir verabschiedeten uns mit herzlichem Beifall von Valentina und begrüßten Olga, die uns während der letzten Tage von der Grenze bis nach Odessa reichlich mit Informationen versorgte und mit geistreichen, zumeist jüdischen

Witzen unterhielt. Wir fuhren einen langen, beschwerlichen Weg auf Schlagloch-durchfurchten Straßen nach Süden, vorbei an der größeren Provinzstadt Izmajil, aßen in dem schönen kleinen Städtchen Kilija zu Abend, und es war schon lange dunkel, als wir die ersten Donau-Arme und -Kanäle durch die Busfenster hätten sehen können. (D.S.)

Im ukrainischen Donau-Delta

Am sechsten Reisetag, nach der ersten von zwei Übernachtungen im Cottage-Hotel „Pelican City“ in **Wylkowe** – dem ukrainischen Zentrum des Biosphären-Reservats Donau-Delta –, weckte strahlender Sonnenschein die Reisegruppe. Ein herzhaftes Frühstück mit lokalen Spezialitäten stärkte uns vor Beginn der ganztägigen Bootsfahrt um die Halbinsel, auf der Wylkowe liegt, unter kundiger Führung von Mitarbeiterinnen der Verwaltung des Biosphären-Reservats. Wylkowe ist Sitz der Verwaltung des Donaudelta-Reservats, das schon seit den 1960er Jahren schrittweise immer mehr Schutzstatus erhielt. 46.402,9 ha des ukrainischen Anteils am Donau-Delta, Wasserflächen und Umland, wurden 1998 unter Schutz gestellt. 2004 wurde das Schutzgebiet auf 50.252,9 ha erweitert. 1994 wurde ein Abkommen mit der Weltbank geschlossen, um Schutzmaßnahmen zu finanzieren, und 1998 wurde das gesamte Donau-Delta in Rumänien und der Ukraine als Weltnaturerbe durch die UNESCO anerkannt.²

Drei Arme des Donau-Deltas, weniger als 20 % der Fläche des gesamten Donau-Deltas, gehören zur Ukraine; der größere Bereich des Deltas ist rumänisch. Heute arbeiten die Ukraine und Rumänien bei der Bewahrung und Entwicklung der Biodiversität eng zusammen. Beide sind an der Donaustategie der EU beteiligt und Mitglieder der Internationalen Kommission zum Schutz der Donau.³

An üppig bewachsenen Ufern der Halbinsel entlang gelangte unsere Reisegruppe zum ältesten Teil von Wylkowe, das im 18. Jh. von russischen Altgläubigen gegründet wurde, so genannten Lipowanern, die im russischen Zarenreich verfolgt wurden. Später kamen freiheitsliebende Kosaken aus Saporoshje hinzu. Bis in die jüngste Vergangenheit lebten diese beiden Bevölkerungsgruppen streng getrennt voneinander. Erst vor etwa 30 Jahren wurde ein faktisches Verbot von gemischten Ehen aufgehoben, so dass heute viele Bewohner in „ukrainisch-russisch“ gemischten Ehen leben. Vor allem im 19. Jh., nachdem dieser Teil des Donau-Deltas unter russische Herrschaft gelangt war, siedelten sich auch Bulgaren, Moldauer, Rumänen und andere Ethnien in dem Gebiet an. Zu sowjetischer Zeit lebten in Wylkowe bis zu 20.000 Einwohner, heute sind es nur noch rund 7.000.

Wylkowe wird auch das „Venedig der Ukraine“ genannt, da es in das einheitliche Wassersystem der natürlichen Donaugraben hineingebaut wurde. Die Kanäle nehmen bis zu 45 % der Stadtfläche ein, wodurch Boote zu wichtigen Verkehrsmitteln in der Stadt wurden. Durchschnittlich kommen ca. heute noch zwei Boote auf jeden Einwohner. Wegen der unterschiedlichen Wasserstände gibt es zwischen einigen Grundstücken auch Bretterwege auf Pfählen, auf denen auch wir liefen, um den Ort zu erkunden. Aufgrund von großer Hitze und Trockenheit in diesem Jahr waren viele Kanäle ausgetrocknet, wie wir bei unserem Spaziergang durch den Ort, vorbei an üppigen Gärten, feststellen mussten. Dabei konnten wir auch sehen, dass viele Häuser tatsächlich aus Schilf und Lehm gebaut wurden, wie uns bei der Führung erklärt wurde. Diese alte, ökologische Bauweise sorgt im Haus für ein ideales Klima – für Kühle im

2 Vgl. www.dbr.org.ua und www.pelican-danube-tour.com.ua.

3 www.danube-region.eu; www.icpdr.org.

Sommer und Wärme im Winter. Die Hauptkanäle in Wylkowe werden von der Gemeinde schiffbar gehalten. Für die kleinen Kanäle zwischen den Häusern sind die Anwohner verantwortlich, denen diese Arbeit aufgrund von Überalterung immer schwerer fällt. Allerdings wird ein EU-Projekt jetzt Mittel bereitstellen, um den Wylkowern bei der Wartung der Kanäle unter die Arme zu greifen. Bei einem Spaziergang durch das Zentrum besichtigten wir das obligatorische Lenin-Denkmal, das Fischer-Denkmal und eine der drei orthodoxen Kirchen im Ort, die Christus Geburtskirche.

Bis zum Ende des Kommunismus vor gut 25 Jahren war der Fischfang die wichtigste Einnahmequelle der Region. Die Fischfabrik in Wylkowe ist jedoch schon lange geschlossen. Der Stör-Bestand, der für das Delta charakteristisch war, und damit die Gewinnung des kostbaren Kaviars, ist in den letzten Jahrzehnten, vor allem aufgrund von Überfischung, zum Erliegen gekommen. Allerdings beginnt im Oktober 2017 ein von Weltbank und EU, auf deutscher Seite vom Leibniz-Institut, unterstütztes Projekt zur Wiederaufzucht und Förderung des Stör-Bestands.⁴ Es sei geplant, jährlich bis zu 20.000 junge Zuchtstöre auf der rumänischen Seite im Donau-Delta freizulassen. Man hoffe, dass sich dadurch der Stör-Bestand regenerieren werde, so Tatjana, eine unserer örtlichen Führerinnen, die als Biologin in der Verwaltung des Biosphärenreservats arbeitet.

Neben der traditionellen Schilfgewinnung sah Tatjana im Ökotourismus den wichtigsten Wirtschaftszweig Wylkoves in der Zukunft. Das Schilf aus Wylkowe, das in riesigen Mengen im Delta wächst, kann man heute auf vielen Baumärkten und auf den wieder sehr beliebten Schilfdächern in Westeuropa finden. – Das fruchtbare Donau-Delta war und ist bis heute berühmt für die ersten Erdbeeren, die im Frühjahr auf den ukrainischen Märkten angeboten werden. Vor nur zwei Generationen lebten auf den Inseln zwischen den Donau-Armen und -Kanälen noch viele kinderreiche Familien, so dass die Kinder mit Booten zur Schule in Wylkowe gebracht wurden. Heute gibt es kaum noch dauerhafte Bewohner und nur wenige Landwirte betreiben auf traditionelle Weise Vieh-, meistens Rinder- und Schafzucht, sowie Ackerbau, wobei der Weinanbau schon immer besonders beliebt war.

Nach dem Besuch des Städtchens Wylkowe fahren wir durch die Arme des Deltas zur Ochakovsky Insel, die von Altgläubigen bewohnt, und wo auf herkömmliche Weise Vieh- und Bienenzucht sowie Obst- und Gemüseanbau betrieben wurde. Auf Ochakovsky hat das Ökotourismus-Unternehmen „Pelican City“ eine seiner historischen und aktuellsten Sehenswürdigkeiten zu bieten: Aus den Überresten der Altgläubigensiedlung ist ein Freiluftmuseum mit Restaurant – genannt Kvakenburg – entstanden, wo nicht nur unsere Gruppe mit Fischsuppe und gedünstetem Karpfen in Gemüse samt heimischem Wein bewirtet wurde, sondern auch eine Gruppe munterer russischer Touristen sowie eine Hochzeitsgesellschaft. Wer Badezeug dabei hatte (wie unsere Tatjana), konnte sich im Donauwasser abkühlen. Ein Badeverbotsschild hatte wohl nur eher dekorativen Charakter. Von einer erhöhten Plattform im hinteren Teil von Kvakenburg konnte man sich von den schier unübersehbaren schilfbewachsenen Flächen beeindrucken lassen.

Gut gesättigt und erholt setzen wir die Bootsfahrt zur ukrainischen Mündung der Donau, dem so genannten Nullpunkt oder „0-Kilometer-Stelle“, zu der es auf der rumänischen Seite ein Pendant gibt, fort, wo sich der große Fluss endgültig im Schwarzen Meer verliert. Allerdings wandert dieser Nullpunkt – ein großes Eisengebilde „Okm“, durch das man hin-

4 Siehe www.danube-sturgeon.org.

durchsteigen und sich fotografieren lassen kann – aufgrund von jährlichen Anschwemmungen, die die Donau auf ihrem 2.857 km langen Weg von der Quelle in Donaueschingen bis zur Mündung mit sich führt, bis zu 25 Metern pro Jahr in das Meer hinaus. Die Eisen-Null wird dementsprechend versetzt. Kurz vor der Ankunft am Nullpunkt konnten wir im Mündungsgebiet der Donau die Vielfalt der Vogelwelt, darunter auch Pelikane, bewundern. Beim Spaziergang zum Nullpunkt-Denkmal entlang dem feinen Sandstrand am großen Schwarzen Meer kam mit Sonne und Wind richtige Ferienstimmung auf.

Unsere örtliche Führerin Tatjana beklagte immer wieder den wirtschaftlichen Niedergang des Flusses und der Region in den vergangenen Jahrzehnten als Folge des Umbruchs nach dem Ende der Sowjetunion, der besonders auch dadurch zustande kommt, dass die Kanäle nicht mehr ausgebaggert und befahren werden, sodass sie immer mehr verlanden. Zudem verlassen zunehmend mehr Menschen die Region und die traditionellen Lebensverhältnisse. Aber Tatjana sah auch die großen Chancen infolge der Öffnung der Grenzen zu Rumänien, einem EU-Land, und der Einbeziehung in die Zusammenarbeit beim Schutz des Deltas sowie der Unterstützung durch internationale Organisationen wie Weltbank, EBRD, UNESCO, Europarat und vor allem EU. Daher sehe man in der Nationalpark-Verwaltung optimistisch in die Zukunft des ukrainischen Donau-Deltas.

Zurück im Ökodorf „Pelican City“ erfreute uns nach einem üppigen Abendessen mit traditionellen Gerichten aus einheimischer Produktion und mit lokalem Wein und Bier am Lagerfeuer eine Frauengesangsgruppe aus Wylkowe mit russischen und ukrainischen Liedern, die einige der TeilnehmerInnen sogar zum Tanz einlud. Es war ein stimmungsvoller Abend inmitten von Wasser und direkt an einem großen Donau-Arm.

Auch wenn, wie Tatjana berichtete, die finanzielle und personelle Ausstattung der Verwaltung des Biosphären-Reservats zu wünschen übrig ließe, kann man den engagierten Naturschützern aus Wylkowe und der Ukrainischen Akademie der Wissenschaften nur wünschen, dass es gelingt, zusammen mit ihren Partnern im In- und Ausland diese einzigartige europäische Naturlandschaft dauerhaft zu schützen! (G.S.)

Bessarabien

Die historische Landschaft Südosteuropas zwischen Donau-Delta und Schwarzem Meer im Süden sowie den Flüssen Prut im Westen und Dnjestr im Osten nennt man Bessarabien. Im Norden grenzt das Gebiet an die Bukowina, und erstreckt sich somit im nördlichen und südlichen Teil auf das Territorium der Ukraine, im mittleren Teil auf die Republik Moldova. Bessarabien war jahrhundertlang Pufferregion zwischen den Großmächten Österreich-Ungarn, Russland und dem Osmanischen Reich; immer von diversen Volksgruppen besiedelt. In einem Dreieck zwischen Bender (s. o. unter Transnistrien), Izmajil (s. o. unter Gagausien) und Akkerman (siehe anschließend) lebten zwischen 1814 und 1940 viele Deutsche – die so genannten Bessarabien-Deutschen (Butschak/Bugeac; Tartaria – ihr prominentester Vertreter ist der ehemalige deutsche Bundespräsident Horst Köhler). Unsere Reiseroute war bereits mindestens seit dem fünften Reisetag kreuz und quer durch Bessarabien verlaufen; nunmehr befanden wir uns in dessen südlichem Herzstück: In spätsommerlicher Hitze in der südwestlichen Ukraine, das Schwarze Meer immer vor Augen, Odessa als Ziel. Unsere vive, kenntnisreiche, witzige und offene Reiseführerin Olga gab uns vier Tage lang Einblicke in ihr Land, die heutige Ukraine.

„Hält ein ukrainischer Polizist eine 18-jährige, Schlangenlinien fahrende Autofahrerin an: „Den Führerschein bitte!“, verlangt er. „Nee, den kriegen Sie nicht“, antwortet die junge Ukrainerin,

„den hab ich zum Geburtstag geschenkt bekommen!“ – Olga untermalt die langen, zum Teil beschwerlichen Busfahrten über schlechte Straßen um das Donau-Delta mit Geschichten über die politischen Verhältnisse in der Ukraine. Sympathisch, eloquent und eine enthusiastische, bestens vorbereitete Werbeträgerin für ihr Land, setzt sie nahezu jeder sachdienlichen Information noch einen Witz obenauf. Einführend in die landestypischen Verhältnisse und angesichts der reichlich knietiefen Schlaglöcher, die den beschwerlichen Weg Richtung Donau-Delta durchfurchen, empfiehlt sie, eher von „Richtungen“ als von „Straßen“ zu sprechen – versehen mit Warnungen vor entsprechendem Verhalten der Ukrainer im Straßenverkehr und auch sonstigen „Ungereimtheiten“ im ukrainischen Alltag: „Mietet sich ein deutscher Gast ein Auto und wundert sich über das anarchische Fahrverhalten der Einheimischen. Rote Ampeln werden offenbar grundsätzlich ignoriert. Einmal hat er es eilig, überfährt eine rote Ampel an einer wenig belebten Kreuzung. Ein ukrainischer Polizist stoppt ihn, lässt sich seine Papiere zeigen und fragt, ob er denn nicht wisse, was eine rote Ampel bedeute. ‚Ja, natürlich weiß ich das. Aber hier richtet sich doch auch sonst niemand danach!‘, erwidert der Deutsche. Polizist: ‚Das ist eben genau Ihr Problem: Sie wissen es; die Ukrainer nicht.‘“

In Odessa, Olgas Geburtsstadt, macht sie hauptsächlich Witze über die Odessiten und das Leben in der berühmten Stadt. Auf der Fahrt dorthin aber spricht sie allgemein über die Lage und die politischen Umstände in ihrem Land. Einer ihrer abschließenden Beschreibungen: „Ein Mann geht in der Ukraine zum Friseur. Während der seine Haare schneidet, erzählt der Friseur ununterbrochen vom politischen Geschehen: Timoschenko, Sakaschwili, Korruption, usw. Schließlich fragt der Kunde: ‚Warum erzählen Sie mir das alles?!‘ Darauf erwidert der Friseur: ‚Wenn ich über Politik spreche, stehen allen Leuten in diesem Land die Haare zu Berge. Und dann kann ich sie besser schneiden!‘“ – Und einer von Olgas Witzen aus der jüdischen Welt: „Avram kommt später als gewöhnlich nach Hause. Seine Frau Sarah fragt ihn: ‚Wo warst Du?‘ Avram: ‚Ich bin in die Partei eingetreten!‘ Da stöhnt Sarah auf: ‚Oh je, jeden Tag trittst du jetzt in etwas Anderes rein! Gestern bist du in Scheiße getreten und heute in die Partei!‘“

Die letzte Etappe der Studienreise führt uns am achten Reisetag entlang der Schwarzmeerküste von Wylkowe für zwei Nächte in die ukrainische Hafenstadt Odessa, das Ziel unserer Reise. Unsere fachkundige Reiseleiterin Olga lässt auf halber Strecke halten, um der direkt am Dnjestr-Liman gelegenen Festung **Akkerman** (türk.) / Belgorod (russ.) einen Besuch abzustatten. Es handelt sich um ein sehenswertes Monument der wechselvollen Geschichte Bessarabiens, welches das Mündungsgebiet des Dnjestr ins Schwarze Meer überblickt. Erbaut in der Zeit der moldauischen Herrschaft (14.-15. Jh.), eroberten die Osmanen 1484 die Festung und hielten sie für 328 Jahre in ihrem Besitz. Erst im Zuge der drei Russisch-Türkischen Kriege im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jh. fiel die Festung mit dem Vertrag von Bukarest 1812 an das Zarenreich. Das von mächtigem Mauerwerk umschlossene Terrain umfasst mehr als neun Hektar. So bot die Festung bei kriegerischen Auseinandersetzungen auch Schutz für die Zivilbevölkerung.

Nächster Programmpunkt war die Besichtigung des Weinguts „Shabo“. Wobei der Begriff Weingut falsche Assoziationen weckt. Zwar gibt es ein an die Begründer des Weinbaus in der Region erinnerndes Restaurant namens „Schweizer Haus“ – es waren Siedler aus dem damals verarmten Tessin, die sich im 19. Jh. hier niederließen –, ansonsten mutet die neue hypermoderne, groß dimensionierte Anlage beim Rundgang eher wie eine chemische Fabrik an. (C.H., U.R., B.Z.)

Odessa

Vor den Toren Odessas kündigen mannigfache Schilder den „Kilometer 7“ an. Was verbirgt sich

dahinter? Nach der Wende entstand auf der grünen Wiese vor der Stadt ein zunächst wilder Markt, auf dem so ziemlich alles Denkbare gehandelt und getauscht wurde. Heute hat der Markt Struktur, kontrollierten Aus- und Eingang, ist aber immer noch die größte Handelsdrehscheibe zwischen Ost und West. Niedrige Gehälter, Abwicklung bzw. Privatisierung ehemals staatlicher Betriebe führten und führen dem Markt stetig Akteure, Käufer und Verkäufer zu. Olga kommentierte das mit dem ihr eigenen Sarkasmus – in der Ukraine gelte das alte Sprichwort: „Die Rettung der Ertrinkenden ist zu allererst die Aufgabe der Ertrinkenden selbst“.

Die prächtigen Fassenden und Jugendstilhäuser an den Seepromenaden des Schwarzen Meers, die alten Urlaubszentren für jedermann, heute verfallen, und die restaurierten Straßenzüge im Zentrum Odessas können nicht darüber hinwegtäuschen: Die Ukraine befindet sich in einer Identitätskrise. Nennenswerte Investitionen in die Infrastruktur stammen noch aus Sowjetzeiten. Nach dem Ausbleiben der Gelder aus dem Öl- und Gasgeschäft ging das Bruttosozialprodukt merklich zurück. Beispielsweise wurden mehr als 350 Handels- und Passagierschiffe in der Ukraine infolge der kriegerischen Auseinandersetzungen im Donbass und auf der Krim von russischer Seite abgezogen. Der Umschlag von Gütern im ehemals prosperierenden Hafen Odessa ging um die Hälfte zurück, davon konnte sich die Reisegruppe ein genaues Bild am letzten Tag vor der Abreise machen. Viele Gebäude stehen leer; darunter auch viele Gotteshäuser, die zu Sowjetzeiten als Sportstätten oder Ämter zweckentfremdet wurden. Den Kirchen fehlt heute das Geld für die Instandsetzung der Gebäude. Vielfach beklagte Olga auf ihren Führungen durch die traditionsträchtige alte Stadt auch den Abriss von historischer Bausubstanz. An der Stelle von alten Villen und kleinen Häusern wurden Hochhäuser errichtet – am Sichtbarsten im Vorzeigeviertel, Bade- und Vergnügungsort „Arkadia“ an der städtischen Schwarzmeer-Küste, den wir erlaufen konnten.

Ausgangs- und Endpunkt aller unserer Unternehmungen in Odessa war das geschichtsträchtige Hotel Londonskaya direkt an der Fußgänger-Promenade. Wer Glück hatte, konnte dort im Zimmer Mark Twains oder Sergej Eisensteins nächtigen. Nur wenige Gehminuten vom Hotel entfernt führt die berühmte Potjomkinsche Treppe zum Hafen hinunter. In Eisensteins Film „Panzerkreuzer Potjomkin“ wurde diese Treppe zum Symbol des Matrosenaufstands gegen das zaristische Regime Nikolaus' des Zweiten 1905. An unserem ersten Abend spielten am oberen Treppenabsatz viele junge Leute aus diversen Ländern auf modernen und traditionellen Instrumenten mitreißende Musik aus der gesamten Schwarzmeer-Region, durch die sie sich in verschiedenen Anrainer-Sprachen verständigten und das Publikum an diesem lauen Spätsommer-Abend *open air* in ihre intensive Klangwelt mitrissen.

Odessa ist eine vergleichsweise späte Gründung (1794). Katharina die Große holte Experten aus ganz Europa dorthin, allen voran den Gouverneur Duc de Richelieu und den Stadtplaner José de Ribas, die den Auftrag erhielten, die Stadt zur Mustermetropole des „neuen Russlands“ zu entwickeln. Die Neuankömmlinge genossen eine Vielzahl von Privilegien: Steuerfreiheit, Befreiung vom Militärdienst, Zuteilung von Ländereien. Die Zahl der Ausländer wuchs – unter ihnen viele Juden, die seit Mitte des 19. Jh. ca. 25 % der Bevölkerung stellten. Die Handelsgeschäfte, allen voran die Getreideausfuhr, lagen zu ca. 75 % in jüdischer Hand.

Der entstehende Reichtum schuf eine gute Grundlage zur Finanzierung der Künste. Zeitungen, Zeitschriften und Bücher wurden verlegt, es entstand eine literarische Kultur, für die Namen wie Nicolai Gogol, Vladimir Jabotinsky, Isaak Babel und allen voran Alexander Puschkine stehen, der auch hier in Verbannung lebte und sein berühmtes Versepos „Eugen Onegin“ beendete (1825). Originalausgaben, Manuskripte, persönliche Gegenstände sowie Schreib- und Salonmöbel von mehr als 300 mit Odessa verbundenen Autoren finden sich in den 15 Sälen des

prächtigen Literaturmuseums der Stadt. Es ist im ehemaligen Palais der Familie Gagarin untergebracht. Hauptattraktion ist der goldene Saal, Inbegriff eines aristokratischen Literatursalons, mit kristallinen Lüstern und prunkvollen Ornamenten.

Weitere architektonische Höhepunkte in Odessa sind die Philharmonie, das Denkmal Katherina der Großen, das nach dem Zerfall der Sowjetunion aus der eingeschmolzenen Lenin-Statue wiederhergestellt wurde, und die eigentliche Perle: das Opernhaus. Der dreistöckige Rundbau von 1883 gilt bis heute als eines der schönsten und mit der besten Akustik ausgestatteten Opernhäuser der Welt. Über zwei prachtvoll ausgestattete Treppenhäuser gelangt man in den großen Saal, in dem purer Luxus herrscht. Allein der riesige Kronleuchter an der Runddecke wiegt mehr als zwei Tonnen. Die Stadt Odessa lässt sich ihr Juwel einiges kosten: Nach einer aufwändigen Sanierung wurde das gesamte Haus mit 2000 Stützpfeilern untermauert. Am oberen Rand des Steilabfalls zum Hafen gelegen, drohte es in den sandigen Untergrund zu rutschen. – Nachdem unsere ReiseteilnehmerInnen am letzten freien Nachmittag der Studienreise diversen Stadtführungen von Olga folgen konnten, manche sich auf dem riesigen Odessiter Markt zwischen schier unendlichen Ständen verloren, und wieder Andere ihren ganz persönlichen Interessen und Initiativen nachgingen, stellte der abendliche Besuch einer Aufführung im eindrucksvollen Opernhaus den krönenden Abschluss der Studienreise dar. (B.Z.)

Dank

Ein riesengroßer Dank der gesamten Reisegruppe gilt den maßgeblichen Gestaltern der so besonderen und erfolgreichen SOG-Studienreise 2017: Martin Weiss für seine minutiöse Recherche und ehrenamtliche Planung einer vollkommen neu-erdachten Reiseroute mit allen Details sowie deren langwierige Abstimmung mit Reisebüro, Gesprächspartnern vor Ort, der Deutschen Botschaft, etc. Er leitete und organisierte die Reise bravourös gemeinsam mit Hansjörg Brey, der neben dem Gesamtmanagement eine Menge von sehr informativen längeren Inputs zur aktuellen Politik der verschiedenen Länder gab und teils anspruchsvolle Gespräche moderierte. Dem Unternehmen "REISEWELT UKRAINE" und seinem Leiter, Herrn Tomandl, ist dafür zu danken, dass er die Routen überwiegend privat vorher abfuhr, um sicherzustellen, wo, ob und wie wir am besten reisen konnten; ebenso dem durchhaltetarken Busfahrer Aleksandar und unseren drei leidenschaftlichen ReiseleiterInnen in Rumänien, Moldova und der Ukraine – Mircea, Valentina und Olga. Der Deutschen Botschaft Chişinău – Botschafterin Monar und Herrn Seitz – gilt unser Dank für ihre zuvorkommende Betreuung und die Vermittlung von prägnanten politischen Gesprächen. Und diversen Reise-TeilnehmerInnen für ihre immens wertvollen Zusatzinformationen über die ganze Bus-Reise hinweg (Wolfgang Dahmen, Wolfgang Dreusch, Edda Binder-Iijima, u.v.a.). Doch ebenso gilt der Dank auch allen anderen ReiseteilnehmerInnen der großen Gruppe: Jede und jeder Einzelne von ihnen trug zum Gelingen der außergewöhnlichen Studienreise bei, auf der die Busfahrten durch weite, eindrucksvolle Landschaften zu stundenlangen Diskussionsveranstaltungen wurden – engagiert, kaum einer, der nicht mal das Mikrofon ergriff oder sich auf andere Weise einbrachte, alle mit allen, über den ganzen Bus hinweg, durch über eine Handvoll Länder und Regionen. Bukowina und Bessarabien 2017. (C.H.)